

(Nachdruck verboten.)

53]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

In der Mittagspause scharten sie sich um ihn. „Was nun?“ fragten sie und ihre Augen hingen an ihm, ihre Häuse zitterten. „Sollen wir nicht zusammenpacken und sofort gehen? Denn nun wird es doch bald zu arg mit diesem Scheren. Jedesmal wenn wieder ein klein wenig Wolle auf uns gewachsen ist.“

„Abwarten!“ antwortete Pelle. „Wartet nur ab! Laßt die anderen das Ganze machen und laßt uns sehen, wie weit sie gehen werden! Tut, als sei nichts vorgefallen und verrichtet eure Arbeit. Ihr habt Verantwortung für Frau und Kinder!“

Sie folgten murrend seinem Rat und gingen wieder an die Arbeit. Er wunderte sich nicht über sie; es hatte eine Zeit gegeben, in der auch er die Arbeit hinwarf, wenn man ihm zu nahe trat; selbst wenn alles zum Teufel gehen sollte. Aber jetzt stand er mit der Verantwortung für die vielen, das sollte einem Mann wohl Besonnenheit verleihen. „Abwarten!“ sagte er wieder und wieder zu ihnen, „morgen wissen wir mehr als heute! Es gehört Ueberblick dazu, ehe man handelt!“

So legten sie denn den neuen Tarif zur Seite und gingen an ihre Arbeit, als sei nichts geschehen. Die Leitung der Fabrik schien die Sache als geordnet zu betrachten, die Direktoren gingen umher und sahen so vergnügt aus. Pelle bewunderte die Fassung der Kameraden; nach ein paar Tagen war derselbe Humor wieder da, sie trieben allerlei Kurzweil in den Essenspausen.

Sobald es zu Mittag pfiff, hielten die Maschinen an, und alle Leute warfen das Werkzeug hin. Einige zogen schnell eine Jacke über und wollten nach Hause, um einen Löffel voll warmen Essens zu bekommen, einzelne gingen in eine Kellertwirtschaft in der Nähe und aßen dort. Die einen weiten Heimweg hatten, ließen sich auf den Drehbänken nieder und hielten dort ihre Mahlzeit ab. Wenn das Essen verzehrt war, scharten sie sich in Haufen zusammen, plauderten und foppten bald diesen, bald jenen Kameraden. Pelle benutzte oft die Mittagspause, um in die „Arche“ hinüberzugehen und Vater Lasse zu begrüßen, der Arbeit in einem der Speicher bekommen hatte und sich ganz ordentlich durchschlug.

Eines Mittags stand Pelle mitten in einem Haufen und zeichnete einen aufgeblasenen Werkmeister mit Kreide auf eine große Eisenplatte. Die Zeichnung erregte viel Munterkeit. Ein paar von den Kameraden hatten sich währenddem über den aufrechtstehenden Teil der Maschine in einem Taucherboot gezankt. Pelle wischte schnell seine Karikatur aus und entwarf schweigend einen Riß von der Maschine. Er hatte sie so oft gesehen, wenn das Boot daheim im Hafen lag. Die anderen mußten zugestehen, daß es so war.

Es trat eine plötzliche Stille ein, als einer der Ingenieure einen Augenblick durch die Halle ging. Er erblickte die Zeichnung und fragte, wer sie angefertigt habe. Pelle mußte mit aufs Kontor hinaufkommen. Der Ingenieur fragte ihn nach allerlei aus und war erstaunt, daß er niemals Zeichenunterricht gehabt hatte. „Vielleicht können wir Sie hier oben gebrauchen,“ sagte er. „Wollen Sie es versuchen?“

Es ging ein plötzliches Juden durch Belles Herz. Jetzt war das Glück da, das wahre, große Glück, das er des Fortschritts halber über Bord geworfen hatte, das seinen Mann nahm und ihn jäh in lichte Gefilde emporzog. „Ja,“ stammelte er, „ja, vielen Dank!“ Die Gemütsbewegung war nahe daran, ihn zu ersticken.

„Dann kommen Sie morgen um sieben Uhr auf die Zeichenstube,“ sagte der Ingenieur. „Nein, was haben wir heute für einen Tag? Sonnabend, also Montag morgen.“ Und dann war die Sache abgemacht, ohne Umstände irgendwelcher Art. Das war ein Mann nach Belles Herzen!

Als er dann wieder hinabkam, scharten sie sich um ihn, um das Ergebnis zu erfahren. „Jetzt ist Dein Glück gemacht,“ sagten sie, „jetzt wirst Du beim Zeichnen angestellt,

und wenn Du Deine Sache verstehst, bekommst Du selbständige Aufgaben und wirst Konstrukteur. Den Weg ist Direktor Zebbesen gegangen, er hat hier unten bei den Sandformen angefangen, jetzt ist er Matador!“ Ihre Gesichter leuchteten vor Freude über sein Glück. Er sah es ihnen an, daß sie ihn für fähig hielten, es zu allem Möglichen zu bringen.

Wie im Traum verbrachte er den Rest des Tages und eilte dann nach Hause, um Ellen die Neuigkeit mitzuteilen; er war ganz verwirrt, es kachte in seinen Ohren wie in der Kindheit, wenn ihm das Leben plötzlich eines seiner Wunder offenbarte. Ellen schlang die Arme vor Freude um ihn, sie wollte ihn nicht wieder loslassen, sondern hielt ihn fest und starrte ihn an, bewundernd wie in den ersten Zeiten. „Ich habe immer gewußt, daß Du zu etwas bestimmt bist,“ sagte sie und sah ihn stolz an, „Du gleichst ja keinem andern! Und jetzt sieh nur! Die Kinder, die sollen es auch wissen.“ Und dann riß sie Schwesterchen aus dem Schlaf und erzählte ihr, was geschehen war. Die Kleine fing an zu weinen. „Du erschreckst sie ja mit Deiner Freude,“ sagte Pelle und lachte selbst über das ganze Gesicht.

„Aber was nun? Nun werden wir wohl mit feinen Leuten verkehren müssen,“ sagte Ellen plötzlich, während sie den Tisch deckte. „Wenn ich mich nur dazu eigne. Und der Junge soll in die Bürgerschule gehen.“

Als Pelle gegessen hatte, wollte er sich an eine Fliedarbeit setzen. „Nein,“ sagte Ellen bestimmt und nahm ihm die Arbeit weg, „das ist jetzt keine Arbeit mehr für Dich!“

„Aber es muß doch fertig gemacht werden,“ sagte Pelle, „wir können doch keine halb fertige Arbeit abliefern.“

„Das will ich schon fertig machen, zieh Du jetzt nur Deine guten Kleider an, Du siehst ja aus wie ein —“

„Wie ein Arbeitsmann, nicht wahr?“ sagte Pelle lachend. Pelle kleidete sich um und ging nach der „Arche“, um Lasse die Neuigkeit mitzuteilen. Später wollte er dann die andern bei Ellens Eltern treffen. Lasse war zu Hause und saß da und verzehrte sein Abendbrot. Er hatte sich ein Spiegelei im Ofen gebraten, und auf dem Tisch standen Bier und Brantwein. Er hatte sich eine kleine Kammer auf dem langen Gang neben dem blöden Bingley gemietet; da war kein Fenster, sondern nur eine Fensterscheibe über der Tür nach dem dunklen Gang hinaus. Der Kalk war von den Wänden abgefallen, so daß der Lehm in großen Flächen hervorguckte.

„Et, ei, sieh mal einer an,“ sagte Lasse entzückt. „Nu is es also doch gekommen. Ich habe mich oft bei mir selbst gewundert, wozu Du die unnütze Gabe bekommen hast, so da zu liegen und Wände und Papier zu bemalen, Du, ein armer Arbeiterjunge. Etwas muß wohl damit beabsichtigt sein, habe ich so in meinem stillen Sinn zu mir gesagt, vielleicht ist das die Gottesgabe, die ihn vorwärts bringen soll! Und nun scheint es ja wirklich, als wenn sie ihren Nutzen schaffen soll.“

„Hier bei Dir ist es nicht gemütlich, Vater!“ sagte Pelle. „Aber nun nehme ich Dich bald von hier fort, Du magst wollen oder nicht. Wenn wir jetzt ein wenig von unseren Schulden vom Winter her von der Hand geschafft haben, dann ziehen wir in eine Dreizimmerwohnung, und dann bekommst Du die eine Stube zu Deiner Verfügung; aber dann darfst Du nicht mehr auf Arbeit gehen, darauf mußt Du Dich gefaßt machen.“

„Ja, ja, ich habe nichts dagegen, bei Euch zu wohnen, wenn es erst so weit ist, daß ich den andern nicht das Brot vom Munde wegnehme. Ach nein, Pelle, es wird mir nicht schwer werden, mich von der Arbeit zurückzuziehen; ich habe mich abmaracht, seit ich habe kriechen können; fast siebzig Jahre habe ich mich um mein tägliches Brot abgemüht, und nun bin ich müde! So habe denn vielen Dank für Deine gute Gesinnung. Ich will die Zeit schon mit den Kindern hinbringen. Schick Du mir nun Bescheid, wenn Du willst.“

Die Neuigkeit war in der „Arche“ schon bekannt, und sie kamen heran und wünschten ihm Glück als er ging. „Nu läufst Du hier nicht mehr herum und plauderst mit uns, wenn Du erst in Deine neue Tätigkeit gekommen bist,“ sagten sie, „das geht ja nicht an! Aber vergiß uns darum doch nicht ganz, weil wir arme Vögel sind.“

„Ach ne, Belle hat so viele Gungerzeiten mit uns Armen Durc'gemacht; er ist keiner von denen, der alte Freundschaft übertüncht!“ antworteten sie sich selbst.

Erst jetzt, wo er die „Arche“ verließ, fiel ihm ein, daß auch er Abschied zu nehmen hatte. Es war die herzliche Gemeinschaft mit all seinesgleichen, ihr lichter Glaube an ihn, und sein eigener Glaube an seine Aufgabe dort; es hatte eine eigene Freude in dieser halbverkümmerten Sorglosigkeit in der Gemeinschaft und in dem Kampf gelegen. War er nicht gewissermaßen der Prinz der Armut, zu dem sie alle aufsehen und von dem sie erwarteten, daß er sie in das Ungewöhnliche hinein führen sollte? Und konnte er es verantworten, die Vielen um seines eigenen Glückes willen im Stich zu lassen? Vielleicht war er wirklich ausersehen, die Bewegung durchzuführen, als einziger, der es konnte.

Dieser Glaube hatte die ganze Zeit hindurch schwach in Belle gedämmert, hatte hinter seiner Ausdauer im Kampf gestanden und hinter all der Freude, mit der er die Entbehrungen trug. Jetzt, wo er sich bewußt formte, verwarf er ihn als Hochmut, nein, so aufgeblasen war er nicht! Da waren genug, die außer ihm die Sache durchführen konnten, und das Glück hatte bei ihm angepocht. „Geh vorwärts, Belle!“ sagt es in ihm. „Was ist da noch zu besinnen? Du hast nicht das Recht, das Glück von Dir zu stoßen! Willst Du Dein eigenes Verderben, ohne den anderen zu nützen? Du bist ein guter Kamerad gewesen, aber hier trennen sich eure Wege. Gott selbst hat Dir das Talent gegeben, schon als kleiner Junge liebtest Du es ja; niemand hat Nutzen davon, daß Du im Elend bleibst. Wähle jetzt Deinen eigenen Weg!“

Ja, Belle hatte bereits gewählt! Er wußte sehr wohl, daß er das Glück annahm, was auch alle Welt dazu sagen mochte. Es tat ihm nur weh, die anderen dasitzen zu lassen! Er war viel zu herzlich mit der Armut verbunden, so schwer solidarisch fühlte er sich, daß es schmerzte, sich loszureißen. Durch die gemeinsamen Sorgen war er Mensch geworden, und der Kampf hatte eine eigene glückerfüllte Kraft gespendet. Nun kam er also nicht mehr zu den Versammlungen! Es war so sonderbar, daß er fortan dort nichts mehr zu schaffen hatte, sondern auf die andere Seite gehörte, er, Belle, der der lichte Brand gewesen war. Nun, sie im Stich lassen würde er nie, das wußte er; selbst wenn er hoch empor stieg — und in der Beziehung hegte er keinen Zweifel —, so würde er doch immer für die alten Genossen fühlen und ihnen den Weg zu guten Verhältnissen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern weisen.

Ellen merkte seinen Ernst, vielleicht ahnte sie auch die Gewissensbisse; sie wollte ihm helfen, sich darüber hinwegzusetzen. „Wollen wir Drinen Vater nicht schon morgen zu uns nehmen?“ sagte sie. „Er kann ja im Wohnzimmer auf der Chaiselongue liegen, bis wir die neue Wohnung bekommen. Es ist unrecht, ihn so da herum gehen zu lassen, und in Deiner neuen Stellung kannst Du das auch gar nicht tun.“

27.

Die Unruhe nahm ringsumher auf den Arbeitsplätzen zu; niemand, der etwas in der Organisation zu schaffen hatte, fühlte sich so recht sicher. Es war offenbar die Absicht, die Arbeiter zum äußersten zu treiben und sie dahin zu bringen, daß sie den Frieden brachen. „Sie wollen die Fachvereine zertrümmern, um uns die Butter wieder vom Brot nehmen zu können,“ sagten die Arbeiter. „Sie meinen wohl, daß das jetzt leichter geht, da uns der Winter dankbar für eine trockene Kruste gemacht hat. Aber das sollen ausgestunkene Lügen werden!“

Die Erbitterung brodelte stärker und stärker in den Massen; überall waren sie kampfbereit und wünschten nichts lieber, als drauflos zu schlagen. Die Frauen weinten und graulten sich, die meisten begriffen nur, daß die Not des Winters jetzt wieder von vorne anfangen sollte. Sie unternahmen verzweifelte Schritte, um vorzubeugen, warfen ein Umfischlagetuch um und rannten auf die Kontore, zu den Fabrikbesitzern und flehten sie an, doch das Unglück abzuwenden. Vom Zentrum wurde beständig zu Ruhe und Vorsicht ermahnt. Alles hing davon ab, daß man der Öffentlichkeit gegenüber das Recht auf seiner Seite behielt.

Belle wurde es nicht schwer, zu verfolgen, was vor sich ging, sonst stand er ja jetzt außerhalb des Ganzen. Er ging in seinem guten Anzug und in Schuhen mit Gummizügen

zur Arbeit, brauchte erst um sieben anzutreten, während die anderen schon um sechs da sein mußten, das verschob sofort den Gesichtspunkt.

(Fortsetzung folgt.)

Kalfaktor Bumke.

Von Hans Gyan.

Die Frühlingssonne schien durch das hochliegende Zellenfenster auf den Tisch des Gefangenen, der mit Zigarrenmachen beschäftigt war und eben die „Kapper“ auf ihre Festigkeit prüfte. Er zog die in weiße Kartonfäden gefüllten „Widel“ zwischen den drei in schmalen Zwischenraum übereinander geordneten Brettern der „Presse“ hervor und fing, sie befühelnd, an, die schon trockener auszufortieren. Nun holte er sein Weinwandpapier mit den „Deckblättern“ aus der Kiste, die rechts neben dem Arbeitstisch stand, und legte eins der großen, zarten und feucht gehaltenen Tabakblätter auf das glatte Brett, das er vor sich hatte, um mit geschickter Hand die „Decke“ zu schneiden und in einer einzigen, slinken Bewegung den Widel einzurollen. Er hatte eben die „Spitze“ mit dem Bichorienkleister „gellebt“ und die erste Zigarre, beschnitten, fortgelegt, als das Schloß in der schweren Zellentür ging — wie es dem Gefangenen schien, leiser als gewöhnlich. . . . Kam denn jetzt, so dicht nach dem Mittagessen, der Aufseher? Da schloß der doch für gewöhnlich 'n bißchen. . . .

Aber die Tür öffnete sich und herein trat der Kalfaktor. Er blieb an der Tür stehen.

Der Gefangene war in einem großen Schreck beim Anblick der blauen Gefängnisleidung zusammengeschrien, obwohl er solche doch selbst am Leibe trug. Seine Hände, mit denen er an der verwaschenen Arbeitsschürze fingerte, die beiderseitig an den Tisch-ecken festgeheftet war, um das Herunterfallen des Tabakabfalls auf den Zementfußboden zu verhüten — die Hände des Gefangenen zitterten.

„Bumke!“ sagte der Kalfaktor, sein Gesicht hatte tausend Falten um die Nase herum, „Mensch, steh uff, wenn de mit'n Vorgesetzten sprichst!“

Der noch junge Zuchthäusler am Tisch erhob sich zitternd. Seine matten und ein wenig entzündeten Augen hefteten sich neugierig und furchtsam auf den Kalfaktor, der in die Zelle trat, als wenn er wirklich ein Beamter und Vorgesetzter wäre.

„Beswejen biste hier? Wat haste jemaacht?“ inquirierte Bumke.

Der andere atmete schwer. Aber in seinem spitzen, lässigen Gesicht schien sich eine Art von Widerstand zu regen.

„. . . geht ja keinen was an!“ sagte er schließlich murrend. „Ich komme in Ufftrach von 82 und 207! Barstehste? 82, da liegt „Blinse“, ooch jenannt „Schnauzenschulze“, un 207, det is „Karl der Große!“ — Is Dich der Zusammenhang nu klar?“

Der Kleinere, der die blaue Schürze jetzt losgemacht hatte vom Tisch und sie vor seinem mageren Körper mit den dünnen Händen zusammenhielt, der blickte an dem Fragesteller vorbei nach der halb offenen Zellentür, als hoffte er von dorthier einen Beistand.

„Du meenst, der Affe wird kommen?“ Bumke lächelte und die Falten an diesem großen, kahlgeschorenen Schädel wurden unzahlbar. „Da beruh'je Dir man, mein Sohn, der kommt nich! Vorleisig wenichsten nicht! . . . barstehste? der penn! den hält der liebe Gott de Dogen zu, for 'ne halbe Stundel . . . Der kann nich steren! . . . Uff ihm kannst Du also ooch nich hoffen, barstehste? . . . un nu los! sage, wat Du jemaacht hast, weiterwejen Du hier bist!“

„Wejen Einbruch . . .“
„Det is nich wahr! Du traust da' ja keene Kommode uffzumachen, un wenn der Schlüssel drin kedt! Gibb de Wahrheit de Ehre, sag' id Dir, barstehste! . . . Denn wenn id Dir erst an't Zedächtnis tippe, denn denkste, Du mußt de Bijaxen mit de Weene drehen! . . . Gule!“

Und wie der Kleinere immer nur vor Angst und Empörung leise schnaufte und die Luft durch die platten Rasenlöcher blies, gleich einem unwilligen Tier, gab der Kalfaktor ihm mit der linken Hand eine leichte Ladpfeife und meinte:

„Vorichuf! . . . vostehest! . . . Aber id will Da' die Sache alsichtern! . . . Du bist rinjelom, weil de Dummeheiten jemaacht hast mit 'n Keenet Weeden! . . . Ja, ja, wir sind ganz genau informieret ieber Dir, barstehste! . . . sonst hätte Dir de Polente nicht injestochen! . . . Du bist ebent 'ne ganz jewehnlige Nummer! Du! . . . Mit Dir kann de Beherde keene Bilder nich rausstehen! Du vaderbst se det ganze Gemälde mit Deine Fassade! Un wenn Du ooch noch so velle arsten'je Menschen in't Riitchen bringst, wo weiter nisch jemaacht haben, wie 'n bisken den sojenannten Eigentumsbejrieff varridt! Jawoll! . . . halt's Maul! . . . rede keen Ton! . . . Du bist 'n Achtsroschenjunge un weiter janisch, barstehste!“

„Ich habe keinen anjezeigt! . . . ich nich! . . .“ wollte sich der Jüngere verteidigen. Doch der Kalfaktor strich mit einer einzigen Gebärde seiner unförmigen, mit schwarzen Nägeln bewehrten Krallen jedes Wort förmlich aus der Luft.

„Mensch, liege nicht! . . . Was liegst denn fortwährend?! Du lügst am besten, wenn du bei Maul janich uffmachst! Denn Du liegst doch bloß! So'n Biegener!“

„Aber nein!“

„Zamoll! . . . Schnauze! sag' id! Schnauze! . . . Mit Dir muß man deitsch reden! Du bastest et sonst nicht! . . . Also 82 und 207 lassen Dir sagen, se wer'n Dir morjen früh uff'n Hof bei'n „Rundloof“ jreisen un vor alle Uffseher detarisch vameheln, det De Dir heite schon in't Lazarett vormelden lassen kannst, varstehste! . . . „Schnauzenschulze“ will Dir übrichtens noch 'n Ohr abreißen, dett De jezeichnet bist for't ganze Leben, varstehste! det jeder Dir kennt, un det De dich nochmal eenen vamaßeln kannst, varstehste, Du! varstehste!“

Er hatte den Kleinen dabei dreimal nachdrücklich mit seinem harten Knöchel gegen den Kopf gestoßen, so daß der jedesmal ein Endchen von ihm wegslog.

„Wenn De wenichsten bei de Wahrheit bliebest!“ fuhr Bunte dann fort. „Du n sage mal, wat hat Dir denn der „Fauler“ davor jegeben, det De ihm die beiden Schenklemänner vassiffen hast, wat? . . . Du willst et nicht sagen? . . . na, denn nicht! . . . Denn nehme id 'n „Pfund“ an! . . . Und det Pfund, det sind zwanzich Merker! Det hast Du abzuarbeiten, varstehste! . . . Det vadienst Du ab, un wat Du davon an „Schierig“ kooft, det jeheert Blinse'n un Kar'n! . . . Id wer' se 'd rejelmäßig ieberbringen! . . . Freitag, so wie det de Zukost ausjegeben is, bin id bei Dir! denn lieferste ab, varstehste! . . . Wat De jedesmal bestellen sollst, det bestimme id ebensofalls! . . . Du wirst Da hier iebahaupt in jede Weise nitlich machen! . . . Wenn eener Kostschmälerung hat, vafesthe! oder Kostentziehung, denn trittste an und jibbst'n Stide Brot ab! . . . Jeden Dach, solange, bis den Mann seine Strafe alle is! . . . Du kommst ooch mit zwee Kanten aus, varstehste! . . . Wenn eener 'n Denunzjante is, der braucht dich so velle zu freßeln! . . . varstehste?“

Mut besah der Kleine nicht. Aber er hatte mit der Zeit wohl seine Freiheit wiedergewonnen. Er suchte an dem Kalfaktor vorbeizukommen und die Klingel zu erreichen, die nach der Aufsehergelle herabging. Aber ein schlimmer Gieb der roten, hartnackigen Taze, die einem ehemaligen Stauer gehörte, warf den Schwächling in die Zelle zurück, gegen das aus Eisengurten geflochtene Bettgestell, das an der Wand hochgeklappt war.

„So, nu kannst mir ja ooch vadibbern! Du!“ sagte Bunte ohne jede Gemütsbewegung, „aber det merke Dir, Du, wenn id heite hochjehe und slije in Kasten, denn hast Du hier keene ruhije Stunde nicht mehr! Denn kriechste erschtens Deine Keile, denn der andere Kalfaktor hat ooch 'n Schlüssel, trabe sa gut wie idel! Un den finden die Affen ooch nicht! Un wenn s'n finden, wird 'n anderer jemacht, davor haben wa Schlosser hier in't „Z!“ . . . varstehste! . . . Aber et is noch lange nicht allens, wat Dir bliecht! . . . Wenn de baden jehst, denn is det Wasser so heiß, det de Belle abjeht! . . . un rin muhte, sonst wirste anjezeicht von den Badeskalfaktor un slijeht rin! . . . Bei't Essen wirste jeden Dach 'ne andre Jeberraffung finden: mal haste Sand drin oder ooch 'ne kleine Maus — oder ooch vafallen, det de es nicht essen kannst! Un denn spudt der Kalfaktor ooch mal rin bei Dir, wejen de Abwechslung, varstehste! . . .“

„Ach ja, Du kannst et hier jut haben, Du brauchst bloß den Uffseher een Wochst sagen, det id drin war bei Dir, varstehste! . . . jlooben tut er't nebenbei doch nicht! . . . also, wat willst? . . . wirste Dir siesen un den Schierig an die beiden Kollegen abgeben, die de unschuldirer Weise in't Unstich jestrizt hast, wat?“

Der kleine Zigarrenmacher schwieg still; er wußte sich keinen Rat; und wenn auch seine feige, hinterhältige Natur in der Zukunft nach Auswegen suchte, vorläufig, das sah er ein, muhte er klein beigeben.

„Nu seh' da mal vor all'n Dingen wieder hin un arbeete!“ ermahnte Bunte, „sonst kommt der Affe un find't Dir nicht an Tisch sitzen und denn kriechste gleich Deine Bawarnung! . . . Du wachst woll noch nicht ofte hier? . . .“

„Na ja, also, denn mach' man, wat id da' sage, varstehste! Id bin hier Stammgast un kenne de Zebäude! . . . Ohne mir wer'n se janich fertig! . . . Un wenn id mal 'n halbet Fennmchen draußen bin, denn wech der Uffseher Munter vor lauter Angst nicht, wat er machen soll! . . . Det is iebahaupt 'n Duffel! . . . Den muhte bloß immer nach de Ogen kiesen, wenn er bei Dich rinkommt, varstehste! . . . Denn looft er gleich wieder raus! . . . Ebenso mit'n Oberauffseher! . . . Aber den kuckste nach de Stiebell varstehste! Det kann er nicht leiden, der is soja schon patologisch! . . . Aber det vafesthe nicht, det jebeert in de Bissjatrie! . . . Bohinjejen mit den Direkter, mit den Mann kannte 'n Ton reden, wenn er bei Dir rinlamm! Det schreibt 'n Buch über uns! Wird ooch 'n scheener Klamauk find! . . . Aber wenn de den agehst, Dein Vater war Saifer un Deine Mutter hat ooch jerne een' jennom, denn bist 'n Objekt vor ihm, denn studiert er Dir un denn kannte unta Umstände Krankenkost kriegen, varstehste! . . .“

„Ja, Du, det mach' man! . . . von det Futter, wat de da kriechst, haste natierlich an Schnauzenschulze und Kar'n ooch wat abzugeben! . . . Bloß mit 'n Kasser seh' Dir vor! . . . Der Mann is sonst 'ne Seele von Mensch, un nicht is leichter, wie den zu vappeln . . .“

„Aber dir! Dir wird er woll uff de Liebe haben! . . . Mit

jonne Sachen, wo Du jemacht hast, da sagt er, kann 'n eens jaulich machen! . . .“

„Ja, ja, Mensch, varstehste! . . . Du bist 'n Babrecher! . . . Det is nicht bloß so aus Rot oder weil 'n ander mehr hat, wie Du! . . . Ne, mit Dir is de Sache ganz anders varstehste! . . . Dir vaaecht soja de Chamrusse! . . .“

„Du weest doch, wat det is . . . Det is die ganze ausjetragene Jenossenschaft, wo sich mit fremde Sachen befaßt, ob se nu offen liegen oder hinter Schloß und Riegel! . . .“

„Du! . . . Det merl Dir man, Du! . . . Wat, Du weenst?“

Der alte Zuchthäusler, der mehr Jahre seines Lebens hinter den Gittern wie draußen in der Freiheit verbracht, hatte doch Achtung vor der Neue, die über die schmalen Wangen des verkommenen Jungen tropfte; er schüttelte den haarlosen Kopf:

„Det häitste Dir frieher überlejen sollen . . . Du, varstehste! Anderthalb Jahre haste, wat? Na, Mensch, die stbte doch auf eene Bade ab! . . . Da brauchste doch nicht weenen, Du!“

Der Jüngere hob leicht den Kopf zur Seite. Aber Bunte hatte das Geräusch der sich leise nähernden Aufseher Schritte auch vernommen.

„Bild' da man nicht in, Du!“ grinste er, „noch nicht!“ und war draußen, die Tür lautlos ins Schloß gehend. . .

Dann puste er draußen herum; der Zigarrenmacher hörte ihn mit dem vorbeigehenden Aufseher reden. . .

Die ohne Vaterland.

Im November 1908 sah ich Hermann Bang. Es war in Köln. Er sollte in der literarischen Gesellschaft lesen. Ich hatte wiederholt über ihn geschrieben. Sein Werk in seiner tiefen, schicksal umschleierten Melancholie übte solche Anziehung auf mich aus. Nur besuchte ich ihn. Klein, zart, mit großen, vor Einsamkeit müden und traurigen Augen sah er vor mir. Seine Stimme war singend weich, leicht umflort. Wir sprachen vom künstlerischen Schaffen, und er warnte mich vor den Gefahren der Subjektivität, vor dem Allzuwichtigen des Individuums. „Als ich die „Hoffnungslosen Geschlechter“ schrieb“, erzählte er, „sprach ich nur von mir. Ich verwandte lebende Modelle. Kopenhagen geriet darob in Entrüstung. Später habe ich eingesehen, daß das Individuum gar nicht so wichtig ist. Ich habe die Zähne zusammengebissen, mich vor mir selber abgewandt und das Leben und seine stimmigen, tiefen Tragödien zu fassen versucht. Erst viel später, nachdem ich das Leben gesehen, mit ihm um sein Geheimnis gerungen, durfte ich im „weißen“ und „grauen Hause“, in „Michael“ und in den „Vaterlandslosen“ wieder von mir sprechen, in einem tieferen, schicksalsvolleren Sinne.“ — Ich sah den Zusammenhang dieser Bücher, wie ich ihn aus der langen Beschäftigung mit ihnen schon herausgeföhlt hatte. Das Buch vom weißen Hause, in dem er der jarten Gestalt seiner Mutter ein Denkmal errichtete, das doch auch soviel von ihm erzählt. Das graue Haus des vornehmen, aber verbrauchten väterlichen Geschlechts vor dem Zusammenbruch. Er sprach bittere Worte über Popularität und Berühmtheit und über die Heißhüte des Ruhmes, die ihn immer wieder auftrieb, trotzdem er wohl aus liebsten ruhen, tief ruhen mochte. Ich dachte an das Wort von „Leben und Tod“, über die Nutzlosigkeit aller Philosophie! „Ein Bauernburck hat mehr Vergnügen von seinen gesunden Gliedern.“ Und ich sah den Maler Joret vor mir aus „Michael“, dem die Kunst das Leben verbaut hat, der am Ende gehrt, aber einsam, mit leeren Händen, liebesarm vor dem Leben steht. Scheinleben, Surrogat, Veschwichtigung der Sehnsucht nur die Kunst! — Und Bang sprach von seinem letzten Roman: „Die ohne Vaterland“, der damals noch nicht überjeht war. Es schien etwas wie eine letzte Rechnungslegung vor dem Leben für ihn zu sein; die Bilanz eines Einsamen, der nie eine Heimat im Leben gefunden hat. Man denkt an den Bang, der durch die Welt hefte und auf einer kleinen amerikanischen Station starb; der ein Leben zwischen reisenden Komödianten und Künstlern in internationaler, buntgewürfelter Gesellschaft verbrachte; der eine Rolle schauspielerte, die nicht seine wahren Züge trug; der vielleicht nur im Spiel leben konnte und durfte — vor sich und anderen. — Run der Dichter heimgegangen, erscheint dieses Buch in deutscher Ausgabe (Berlin, S. Fischer). Man sieht tiefer unter die Maske eines Entwurzelten, der ein König des Schmerzes war. Man sieht einen, der fremd in Leben und Heimat war und sehnsüchtig und glücklich das Lied seiner Schmerzen spielte. Man sieht in letzte Beweggründe einer Künstlerseele, die vor eines ihrer Werke die Worte jehte: „Ich habe den Menschen von meinen Schmerzen gegeben, das hat sie gerührt — für mich war es nichts, ich hab mein Herz dabei verwandelt, ohne zu empfangen, ohne froh zu sein.“ —

In der Donau, von keiner Karte verzeichnet, liegt die Insel der Verfluchten. Sie ist, auf der Grenzschneide Ungarns und der Balkanländer gelegen, keiner Nationalität zugeteilt; ein Zufluchtsort für die Verlorenen. Hier hat seit alters das Geschlecht der Abijazis seinen Stammsitz. Alte serbische Sagen knüpfen sich an dieses Stück Erde, auf dem keine Frau leben soll. Der letzte Abijazi hat sich eine Dänin geholt. Aber sie sieht dahin und läßt den Kleinen Joan auf diesem unfreundlichen Inselboden zurück. Das Gefühl der Heimatlosigkeit wird zum bestimmenden Faktor im Dasein des Knaben. Ueberall ist er der Vaterlandslose, ausgestoßen oder bemitleidet. Seine einzige Heimat ist die Kunst, die sehnsüchtigen

Nieder, die seine Mutter sang. Er wird zum berühmten Geigen-
 spieler, dem alle Welt lauscht. Er spielt die dänischen Weisen der
 Mutter; er spielt sie aber wie ein Zigeuner. In Schlafwagen und
 Hotels, zwischen herumzigeunernden, dem Ruhm nachstrebenden Kunst-
 menschen, verbringt er sein Leben, die Sehnsucht nach einer Heimat
 im Herzen und die Augen des Barzellosen im Kopfe, die anders
 und schärfer sehen als die Augen der in den Kreis des gebundenen
 Daseins Gewöhnten. Er ist der Geiger des Schmerzes. Und er
 möchte doch ein Geiger des starken Lebens, des neuen Jubels sein,
 wie der große Jens Lund. Die Sehnsucht führt ihn in das Heimat-
 land seiner Mutter. Hier spielt er. Vielleicht spielt er zum ersten
 Male so groß und herrlich wie Jens Lund. Und er glaubt für
 Momente eine Heimat zu finden mit ihrem Glück an Liebe und
 Herzlichkeit. Aber es ist eine Täuschung. Dieses kleine, innerlich
 zerklüftete Dänemark mit seinen lächerlichen Kabalen und seinen
 engen, gehässig verteidigten eingebildeten Interessen ist keine
 Heimat. Und so geht er zurück zu seiner Insel, um dort zu warten,
 bis das große Schweigen kommt. Die Geige wird er nicht mehr
 anrühren; denn er hat Jens Lunds neues Sternens- und Lebens-
 jubelbild vernommen, das er nie erreichen wird. Und die Liebe?
 „Die Insel hat keine Frauen. Welche sollte ich lieben?“

Künstlerisch will mir dieses Buch nicht so einheitlich und be-
 deutend erscheinen wie Bangs frühere Sachen. Vielleicht ist das
 Motiv auch zu umfassend für die minutiöse Momententechnik des
 Dichters. Gewiß sind die Schilderungen bedeutend, so die Heimat-
 bilder, das Leben in dem Orientzug mit seiner vielfarbigen Gesell-
 schaft; und die kleinstädtische Gesellschaft in dem dänischen Nest.
 Aber es ist auch viel beieinander in diesem Buche. Die Auseinander-
 setzung mit Dänemark z. B. Wiederholt hat der Dichter sich um das
 Problem der Heimat bemüht. Weniger einsichtig noch in den „Hoff-
 nungslosen Geschlechtern“, trotzdem es hier deutlich im Hintergrund
 steht und die Lage der dänischen Jugend erst verständlich macht.
 Dann aber vor allem in dem großen Roman „Zusammenbruch“, in
 dem er dem Wirtschafts- und Kulturproblem der Heimat nahe zu
 kommen sucht. Und nun in der subjektiven Stellungnahme der
 „Vaterlandslosen“. — Aber auch noch eine andere Zusammenfassung
 bringt das Werk. Bang machte mich darauf aufmerksam. Jens
 Lund ist J. B. Jensen, der den Dichter vor einigen Jahren in recht
 persönlicher Art angriff. Hier ist die Antwort: die vornehmste, die
 je gegeben ward: eine Verbeugung vor dem großen, starken Gegner.
 — Es heißt, daß Bang Aufzeichnungen hinterlassen hat, die aber
 erst nach Prüfung durch seine Ärzte an die Öffentlichkeit kommen
 sollen. Aber er hat uns in seinen Werken die Geschichte seiner Seele
 gegeben, in der ihn finden kann, wer ihn sucht. Die dem neuen
 Tag Dienenden werden sich vielleicht abwenden von ihm als von
 einem, den der Verfall des Alten gezeichnet. Aber viele werden
 ihn lieben als einen, den der Schmerz geheiligt. Und er war ein
 großer Künstler, trotz Jens Lund. Er sang den Schmerz seiner
 Sehnsucht nicht weniger groß und unbergänglich ins All hinaus, wie
 dieser den Rausch seiner Kraft; zwei Zeiten singen hier ihr
 Lied.

P. H.

Kleines Feuilleton.

Aus dem Pflanzenreich.

Die Muskatnuß findet im Haushalt mannigfache Ver-
 wendung, und doch ist über Ursprung und Herkunft dieser Ge-
 würzfrucht wenig bekannt. Im südwestlichen Teil des indischen
 Archipels, auf einigen Molukkeninseln, wächst der Lieferant dieser
 Frucht wild, er heißt der Muskatnußbaum, *Myristica moschata*.
 Seit langer Zeit wird die Pflanze in ihrer Heimat, dann aber auch
 auf den Philippinen, auf Mauritius, in Brasilien und einigen an-
 deren Ländern angebaut. Der Muskatnußbaum wird etwa 15 bis
 20 Meter hoch; in der Kultur werden etwa 10 Meter hohe buschige
 Pflanzen bevorzugt. Er beginnt im achten Jahre, manchmal auch
 schon zeitiger, zu tragen und bleibt bis zum 80. Lebensjahre
 fruchtbar. Auf eine regelmäßige, brauchbare Ernte wird vom
 zehnten Lebensjahre an gerechnet. Fast das ganze Jahr
 hindurch trägt die Pflanze zu gleicher Zeit Blüten und
 Früchte. Letztere werden in sieben bis neun Monaten reif.
 Für gewöhnlich wird dreimal im Jahre geerntet, am reichlichsten
 Ende Juli, dann im November und endlich noch einmal im März.
 Ein gesunder kräftiger Baum bringt durchschnittlich 2000 Früchte.
 Aus all diesem läßt sich entnehmen, daß die Ernte der Muskatnuße
 recht reich ist. Wenn trotzdem der Preis für dieses Gewürz recht
 hoch steht, so rührt dies daher, weil die holländische Regierung den
 Handel so ziemlich zu monopolisieren verstand und nicht mehr Ware
 auf den Markt kommen läßt, als eben gebraucht wird.

Der Muskatnußbaum zählt zu den zweihäufigen Pflanzen, das
 heißt, männliche und weibliche Blüten sind auf zwei verschiedene
 Pflanzen verteilt. Die Frucht von der Größe einer Birne ist hell-
 gelb. Im Reifezustande platzt sie auf und zeigt nun die glänzend
 braunen Nüsse in einer larmoisinroten Fruchtfleischhülle eingebettet.
 Durch die Kontrastwirkung der Farben werden Vögel angelockt, die
 die Früchte verzehren, aber nur das Fruchtfleisch verdauen, während
 der eigentliche Same, die Nuß, unverbaut wieder preisgegeben wird.
 So sorgen die Vögel für die Verbreitung dieser Pflanze.

Die reifen Früchte werden gepflückt oder abgeschlagen. Die
 Nüsse werden herausgenommen und einige Zeit in kaltem Wasser gelegt.

Nach dem Abtrocknen sind sie mit einer Kalkschicht überzogen, die der
 Ruß den Geschmack erhält und sie vor Säure und vor Insekten-
 angriffen schützt. Auch die Nüssen, in denen die Nüsse in den
 Handel kommen, werden mit Kalkmilch ausgestrichen.

Als Nebenprodukte bei der Ausernte ergibt sich die Muskatblüte
 oder Macis, das ist der dickfleischige Samenmantel, der die Nüsse
 umfaßt. Dieser wird bei der Ernte einige Tage an der Sonne oder
 über einem mäßigen Feuer geröstet und dann mit Seetwasser be-
 feuchtet, wodurch ein Brechen vermieden werden soll.

h.

Medizinisches.

Ueber die Ursachen des Verbrennungstodes ist
 man bisher nur auf Vermutungen angewiesen gewesen. Erst in
 letzter Zeit ist es der Forschung gelungen, diese Frage aufzuklären,
 und vornehmlich die Chemie ist es gewesen, der wir den Aufschluß
 hierüber verdanken. In seiner Antrittsrede gibt der Marburger
 Chirurg Dr. M. Hehde einen Ueberblick über die verschiedenen An-
 schauungen, die bis heute über die Ursachen des Verbrennungstodes
 in der wissenschaftlichen Welt im Schwange waren, und berichtet
 über die Ergebnisse der letzten Untersuchungen auf diesem Gebiete,
 die zu der Hoffnung berechtigen, daß die Behandlung
 schwerer Verbrennungen in Zukunft günstigere Resultate zeitigen
 wird als früher (*Med. Klinik*, Nr. 7, vom 18. Februar 1912). Auf-
 fällig war die Tatsache, daß viele Patienten, die, abgesehen von den
 örtlichen Beschwerden an der Verbrennungsstelle, sich ganz
 wohl befanden, plötzlich am 12.—15. Tage ihres Krankenlagers
 starben. Man schloß daraus, daß nicht die Verbrennung selbst —
 außer in den Fällen, wo die Verunglückten wenige Stunden nach
 dem Unfall starben —, sondern erst ein durch sie hervorgerufener
 Folgezustand den Tod verursacht habe. Zuerst nahm man an, daß
 er infolge einer Zerstörung der roten Blutkörperchen, der Träger des
 Sauerstoffs im Blute, eintrete; da jedoch nur 24 Proz. von ihnen
 zugrunde gingen, also noch genügend rote Blutkörperchen übrig
 blieben, suchte und fand man die Erklärung darin, daß sich in dem
 verbrannten Gewebe Eiweißabbauprodukte bildeten, die eine den
 Bakteriengiften ähnliche Giftwirkung zeigten. Es ließ sich experi-
 mentell nachweisen, daß auch der Harn solcher Kranker giftig ist,
 wenn er Tieren, z. B. Meerschweinchen, unter die Haut gespritzt wird,
 und daß verbrannte Gewebestücke, wenn sie, gleichviel auf welchem
 Wege, einem gesunden Tiere eimerleibt werden, die betreffenden
 Tiere ebenso krank machen und töten, als wenn sie selbst „an-
 gebrannt“ worden wären, während die verbrannten Tiere, denen
 man die Gewebestücke entnommen hatte, am Leben blieben, sofern
 nur die verbrannte Partie rechtzeitig herausgeschnitten wurde, bevor
 die Giftprodukte ins Blut übergehen konnten. Auf Grund dieser und
 noch einiger anderer Versuche hat man ermittelt, daß sich gegen das
 spezifische Gift, das sich in Brandwunden entwickelt und das als
 Methyquanidin bekannt ist, mit Erfolg Chlorcalcium
 und Atropin, ein Giftstoff, der sich in der Tollkirsche, im Stech-
 apfel und im Nachtschatten vorfindet, anwenden läßt, und daß
 namentlich die sofortige Ausschneidung der verbrannten Körper-
 partie die sicherste Gewähr für einen glücklichen Ausgang des Heilungs-
 prozesses bietet.

Technisches.

Neues vom Kautschuk. Der Kautschuk ist durch die un-
 geheure Steigerung des Bedarfes namentlich in der elektrotechnischen
 Industrie, in seiner Bedeutung für den Weltmarkt außerordentlich
 gewachsen. Besonders in allen Erörterungen, bei denen es sich um
 die Ausnutzung tropischer Länder handelt, steht die Frage der
 Kautschukgewinnung an einer der ersten Stellen. In den letzten
 Jahren hat auch die Chemie in der Erforschung des Kautschuks
 überragende Fortschritte gemacht, so daß sich wahrscheinlich
 schon in einer nahen Zukunft die überaus wichtige
 Möglichkeit ergeben wird, den Kautschuk im Laboratorium
 billig genug herzustellen. Mit diesem neuen Zweig wird die
 chemische Industrie ähnliche Erfolge erringen, wie sie mit der
 Verdrängung des Indigo bereits erreicht worden sind und mit der
 Einführung des künstlichen Kampfers unmittelbar zu erwarten stehen.
 Einen neuen Schritt in dieser Richtung soll der russische Chemiker
 Dromossilensky von der Universität Moskau getan haben, dem
 es angeblich gelang, den künstlichen Kautschuk durch ein hinreichend
 einfaches Verfahren darzustellen. Nach einer Meldung von „English
 Mechanic“ steht die Errichtung einer Versuchsfabrik bereits bevor.
 Bei dem Verfahren, das angeblich den reinsten Kautschuk
 ergibt, werden ultraviolette Strahlen durch Vermittelung einer
 Quarzlampe benutzt. Etwas verdächtig erscheint der Zusatz,
 daß der so erhaltene Kautschuk für den Gebrauch zu rein
 sei und daher eines Zusatzes bedürfe. Vielleicht ist das neue
 Erzeugnis dennoch überhaupt kein richtiger Kautschuk im eigentlichen
 Sinn, sondern nur eine neue Art von Stoffen, die schon jetzt unter
 diesem Namen im Handel zu finden sind. Eine andere interessante
 Mitteilung spricht von der Entdeckung eines Lagers von fogenanntem
 mineralischen Kautschuk im nordamerikanischen Staat Kolorado.
 Dies ist jedoch dahin zu verstehen, daß diese Massen nur eine Art
 von Erdpech (Elastrit) sind, das zwar einige Ähnlichkeit mit Kaut-
 schuk besitzt, in der Hauptsache aber nur zur Bereitung von Leucht-
 gas benutzt wird. Der Elastrit von Kolorado soll freilich sogar
 eine Politure annehmen, und das Lager wird auf mehrere Millionen
 Tonnen geschätzt.